



⇒ **Simon Reiners**

Vom Diktum der Lohnarbeit zu einer »Arbeit an der Welt«. Ian G. R. Shaws und Marv Waterstones Suche nach Gemeingütern jenseits des Kapitals

In ihrem Essay *Wageless Life. A Manifesto for a Future beyond Capitalism* zeichnen Ian G. R. Shaw, Associate Professor für Humangeografie in Leeds, und Marv Waterstone, Professor Emeritus für Geografie in Arizona, ein deutliches und düsteres Bild der gegenwärtigen globalen Gesellschaft: Ein »neues dunkles Zeitalter« (11) ziehe herauf, da der neoliberale Kapitalismus und die damit verbundene Art zu leben vor dem selbstgeschaffenen Zusammenbruch stünden. Das Fehlen von alternativen Lebensformen erhalte ihn jedoch künstlich am Leben.

Den Autoren gelingt es durch die Verbindung ihrer Forschungsinteressen in Geografie und Ökonomie, einen multidimensionalen Blick darauf zu werfen, was »Leben« in einer globalisierten Welt heute bedeutet, aber auch, was es (zukünftig) bedeuten kann. Sie zeichnen aus marxistisch-hegemoniekritischer Perspektive ein breites Panorama von Ursachen, Symptomen und Pathologien. Zugleich wollen sie aber auch Wege zu Alternativen aufzeigen. Vieles ist dabei nicht neu. In ihrer programmatischen Zusammenstellung erzeugen die Autoren jedoch ein eindrückliches Bild, das zum Nachdenken über eine Welt jenseits des Kapitalismus anregt.

Das schmale Buch (142 Seiten) wird von der Frage motiviert, warum die in den 1980er-Jahren vollzogene Auflösung der Verbindung von Sozialstaat und Ökonomie zu einem globalen Ausmaß an Ungleichheit geführt habe, das so seit den 1920er-Jahren nicht mehr bestanden habe.

Ian G. R. Shaw / Marv Waterstone (2020): *Wageless Life. A Manifesto for a Future beyond Capitalism*, Minneapolis: University of Minnesota Press. 142 S., ISBN 978-1-5179-0926-0, USD 10,00.

DOI: 10.18156/eug-2-2020-rez-13

Als Kernkategorie der Analyse erscheint bei den Autoren der Begriff der »Überschuss Bevölkerung« (*Surplus Populations*) (28). Dabei handle es sich um Menschen, deren Leben nicht als Ressource für den Produkti-

ons- und Akkumulationsprozess betrachtet wird. Dieses »Leben ohne Lohn« (*wageless life*) (3) verliere zugleich eine sinnhafte Weltbeziehung. Denn unter kapitalistischen Verhältnissen werde, so versuchen die Autoren zu zeigen, sowohl das Überleben als auch die Bedeutung des eigenen Lebens an Lohnarbeit geknüpft. Als Geografen gelingt es Shaw und Waterstone dabei, die materielle Dimension von Welt- und Wertverlust hervorzuheben. Kapitalismus bilde Orte der Zerstörung aus, gegenüber Räumen der Koexistenz als Orten für Visionen und gesellschaftliche Transformation.

Neben der klaren Benennung von Phänomenen und Veränderungen fragen Shaw und Waterstone demnach darüber hinaus in marxistischer Tradition, welche Alternativen es gibt oder aber zumindest, wo noch Räume für Visionen jenseits des Kapitalismus bestehen könnten. Somit teilt sich das Buch in einen Analyseteil, in dem die Autoren versuchen, das gegenwärtige »New Dark Age« (11) zu beleuchten, und einen zweiten Teil, in dem sie ihre Transformationsvorschläge und gesellschaftlichen Visionen darlegen.

Der Kapitalismus, so lautet die Ausgangsthese, liege gegenwärtig im Sterben, weil sich seine Triebkräfte erschöpft haben. Die Autoren berufen sich dabei auf Analysen der Sozialwissenschaftler David Harvey, Thomas Piketty und Wolfgang Streeck. Die Akkumulation um der Akkumulation willen sei an ihre Grenzen gestoßen und es gebe kaum noch Räume zur fortschreitenden kapitalistischen Aneignung. Damit gehe einher, dass das Wachstum, das bisher – zumindest im globalen Norden – als Motor der Wohlstandsverteilung das System legitimiert habe, faktisch sein Ende erreiche. Die zunehmende neoliberale Entbettung der Märkte aus der gesellschaftlichen und politischen Kontrolle beschleunige diesen Prozess der Delegitimierung (vgl. 16). Die Frage, die sich die beiden Autoren dann stellen, ist, warum sich auch diese wie so viele Krisentheorien des sich selbst auflösenden Kapitalismus (Marx, Luxemburg, Polanyi, Keynes et al.) letztlich nicht bewahrheitet. Vielmehr schleppe sich der Kapitalismus als »slow rot of a zombie formation« fort (13).

Ihre Analyse verweist dabei auf zwei Ebenen, um diese Frage zu beantworten. Erstens könne der moderne Kapitalismus trotz fehlender Räume der Subsumption unter das kapitalistische Wachstums- und Mehrwertdogma überleben. Denn das kapitalistische Wirtschaftssystem sei zum einen durch seine zunehmende Finanzialisierung und Technologisierung weder auf Konsument*innen noch auf Arbeiter*innen angewiesen, um Kapital zu akkumulieren und zu konzentrie-

ren (vgl. 18, 30). Zum anderen fehle es darüber hinaus an einer wirklichen systemischen Opposition, die durch mildernde Sozialmaßnahmen und Reformen das Überleben des Systems letztlich nicht nur verlängere, sondern tatsächliche Alternativen zu diesem morbiden System benenne (vgl. 19). Diese Kritik gelte etwa für die gewerkschaftliche Forderung von Mindestlöhnen, die gar nicht erst die Frage nach der Überwindung des Dogmas der Lohnarbeit stelle.

Shaw und Waterstone stellen in diesem Zusammenhang heraus, dass die vollständige Aneignung unserer Vorstellungskraft ein immanenter Mechanismus des Kapitalismus sei. Das Denken in kapitalistischen Kategorien wie Mehrwert, Wachstum, Lohnarbeit und Konsum stecke uns so tief in den Knochen, dass wir uns leichter das Ende der Welt als eine Welt ohne Kapitalismus denken könnten. Soziale Repression, so schließen sie, setze eine teils explizite, teils subtile psychologische Repression voraus: Wir müssten uns unsere eigene Ausbeutung wünschen, um sie nicht zu verweigern. Diese Wirklichkeitskonstruktion bezeichnen die Autoren im Anschluss an Mark Fisher als »kapitalistischen Realismus«. Demnach gebe es in unserem gegenwärtigen Denken nur noch die bestehende Welt. Die Möglichkeit, Alternativen zu ihr zu denken, sei versperrt (vgl. 90).

Mit der Aneignung der gesamten menschlichen Lebenswelt gehe auch eine Degenerierung und Entfremdung dessen einher, was die Autoren unter dem menschlichen Wesen verstehen: Der Mensch sei ein genuin relationales Wesen, das sich durch die Beziehung zu anderen Menschen, aber auch zur ihn umgebenden Welt definiere. Sie verweisen dabei auf Marx' und auch Arendts Verständnis von menschlicher Arbeit: Die aktive Transformation der Welt stelle eine Beziehung des Menschen zu dieser und dadurch auch zu sich selbst her (vgl. 45f.). Darin bestehe die materielle Dimension menschlichen Daseins als ein sich von inneren und äußeren Zwängen befreiendes Wesen. Durch die Reduktion von Arbeit auf Lohnarbeit werde dieses relationale Mit-der-Welt-Sein aber ausgehöhlt. »By estranging humans from the world, our very species-being is alienated. Species-being, to recall, is our capacity to transform our worldly conditions of existence through work.« (47)

Zur nun folgenden tiefergehenden Erläuterung, wie es möglich ist, dass das gesamte menschliche Wesen unter das Kapital subsumiert werde, ziehen die beiden Geografen durchaus passend Henri Lefebvres Konzept der sozialen Produktion von Raum und die dadurch bedingte Reproduktion von gesellschaftlichen Verhältnissen

heran: Kapitalismus schaffe Räume der Homogenität, eine Ordnung, die Anspruch auf Universalität erhebe. Durch Enteignung und Privatisierung würden die meisten Menschen von jeglicher möglichen Beziehung zur Welt als einem Raum der Entfaltung gelöst (vgl. 96). Die Aufteilung der Welt in Besitz, Fabriken und Shops manifestiere und reproduziere diese Existenzweise zwischen Lohnarbeit und Warentausch, zwischen Besitzenden und Besitzlosen und stelle in dieser materialisierten Realität keine Räume zur Verfügung, um grundlegende Alternativen zu denken.

Jedoch – und hier weisen sie auf das mögliche, aber ohne Denk-Alternativen nicht erreichbare Ende des Kapitalismus hin – habe eben die Loslösung von der Zentralstellung von Lohnarbeit und Warentausch durch Technik und Finanzkapitalismus immer größere Bevölkerungsanteile von der Teilhabe an dieser Existenzweise gelöst (vgl. 53). Die Autoren diagnostizieren in diesem Rahmen für die Zukunft eine Refeudalisierung. Soziale Sicherung hänge dann direkt von der »Gnade« einer Oligarchie von Roboter- und Finanzigentümer*innen ab, statt indirekt von vermeintlich sozialen Effekten des Marktes (vgl. 29).

Diese Problematik bringen Shaw und Waterstone nun im Begriff der Überschuss-Bevölkerung zum Ausdruck. Kapitalismus beruhe nicht nur auf Ausbeutung, sondern auch auf Ausschluss. Die Überschuss-Bevölkerung stelle demnach den Teil der Menschen dar, der für das System keinen Mehrwert mehr verspreche – nicht einmal im Sinne einer Engels'schen industriellen Reservearmee, die den Wert der Arbeit der Beschäftigten drücke (vgl. 28). Es handle sich folglich um mehr als Armut und soziale Ungleichheit. Diese Menschen seien im System schlichtweg überflüssig. Sie würden als nicht mehr integrationswürdig an den Rand der Anerkennung als Menschen – natürlich in dem Sinne, in dem der Kapitalismus diesen Begriff geprägt habe – gedrängt. Diese *wageless lives* seien damit in doppelter Weise von der Welt gelöst: ökonomisch unbrauchbar und gesellschaftlich bedeutungslos – solange Bedeutung an Beschäftigung geknüpft ist: »The conditions of wageless life befalls the globe [...]. The unemployed become permanently abandoned. These leftover lives, with no economic utility and social significance constitute what Zygmunt Bauman calls a *disposable humanity*.« (3; Herv. i.O.)

Die existenzielle Gefahr dieser *wageless lives* nehme nicht nur im globalen Süden zu, wo sie von Beginn an als notwendiger Ausgangspunkt des modernen Kapitalismus existiert habe. Auch im globalen

Norden stelle das »Leben ohne Lohn« bereits als Potenzial eine Gefahr für jede*n Arbeiter*in dar. Dieses mögliche Leben ›außerhalb‹ des Kapitalismus sei an vielen Orten zu finden. Etwa in Slums, Ghettos und Grenzzonen, aber ebenso in europäischen Gefängnissen und wirtschaftlich unbrauchbar gewordenen Regionen wie dem US-amerikanischen *Rust Belt*. Die Autoren gehen so weit, mit Achille Mbembe von *Necropolis* zu sprechen: Es handle sich um Orte, an denen menschliches Leben nicht biopolitisch kontrolliert, sondern systematisch sterben gelassen werde (vgl. 55). Die Überschuss-Bevölkerung sei somit letztlich nie Teil der kapitalistischen Existenzweise gewesen.

An diesem Punkt gehen Shaw und Waterstone nun von der Analyse zum Vorschlag einer Transformationsbewegung über. Entgegen klassisch marxistischen Analysen sei der Ort der revolutionären Klasse nicht beim Proletariat zu suchen. Das Potenzial zur Transformation stecke vielmehr in der Überschuss-Bevölkerung als systematischem Außen des Kapitalismus (vgl. 62). Ohne das Elend zu verdecken, das diese Menschen erleiden müssen, verweisen die Autoren darauf, dass hier das klassische kapitalistische Integrationsversprechen, durch Lohnarbeit zu einem guten Leben zu gelangen, vollends haltlos werde. Aus diesem gewandelten Blickwinkel heraus meinen sie, sich der schwierigen Aufgabe stellen zu können, unsere Vorstellungskraft aus dem kapitalistischen Leben auf ein ›Jenseits des Kapitalismus‹ zu richten und damit Lösungsperspektiven zu dessen Überwindung zu eröffnen (vgl. 69). Denn natürlich befänden sich auch linke Akademiker*innen wie sie selbst im Kreislauf des »kapitalistischen Realismus«.

Bevor also die Macht der Vielen (vgl. 119) – der 99% der Weltbevölkerung als potenzieller Überschuss, von der die Autoren beständig reden – aktiviert werden könne, müsse die Macht der Affekte gegen das Kapital mobilisiert werden. Der Kampf gelte nicht der Aneignung von Produktionsmitteln, sondern der (Wieder-)Aneignung von Gefühlen, Wünschen und Praktiken, die sich von denen des »kapitalistischen Realismus« unterscheiden können (vgl. 89).

Ohne die verschiedenen Existenzweisen und Lebensformen der Überschuss-Bevölkerung zu romantisieren, schlagen die Autoren vor, aus deren Blickwinkel eine alternative Weltsicht zu erlernen. »Wageless life is a tragedy but also an opportunity« (8), denn: Nur von einer Perspektive, die bereits jenseits des »kapitalistischen Realismus« besteht, könne der Versuch ausgehen, die allgemeine Vorstellungs-

kraft und damit Affekte und Wünsche zu transformieren. Im Zentrum der Argumentation steht für Shaw und Waterstone, ganz im Sinne Lefebvres, die Aneignung von Räumen zur Weltgestaltung als Selbstgestaltung. »This is the most important lesson. There is no different mode of existence, no different world, no different politics, without a new production of space.« (97)

So benennen die Autoren zunächst exemplarisch einige Orte, an denen derartige Praktiken und Strategien bereits bestehen: verschiedene Formen illegalisierter Arbeit in Slums in Cusco, Dehli, Buenos Aires und einigen afrikanischen Großstädten, darunter Accra und Nairobi. Hier werde deutlich, wie die Trennung von formeller und informeller Arbeit durch Neuaufeilung von Räumen verschwimme (vgl. 75–80). Ihr zentrales Beispiel ist jedoch die antietatistische Bewegung der Zapatisten in Chiapas, Mexiko. Dort verbänden sich die (Wieder-)Aneignung von Territorium, kollektive Selbstverwaltung, Koexistenz mit der Natur und Autonomie am offensichtlichsten (vgl. 80).

Auf Grundlage dieser beispielhaften Formen der Weltaneignung formulieren Shaw und Waterstone den Begriff der »Alter-Worlds« (104) – Gegenorte zum Kapitalismus. Nach dem Motto der Zapatisten »Wir wollen viele Welten in einer Welt« betrachten sie als vorrangiges Ziel die Hervorbringung einer Welt, die der homogenen Ordnung des kapitalistischen Universalismus entgegensteht und der Anerkennung von Differenz und Vielfalt Raum gibt. Voraussetzung dafür sei die Umwidmung von Privateigentum in Gemeingüter (*Commons*), die Überwindung des Dogmas der Lohnarbeit und ein Zurück zur Arbeit als Mit-der-Welt-Sein sowie ein »Recht auf Welt« (vgl. 107).

Das koexistente Leben mit anderen Menschen und der Welt betrachten die Autoren abschließend jedoch als einen offenen, nie abzuschließenden Prozess. Dass sie die *Alter-World* nicht auf den Begriff bringen können – etwa als Eigentümerdemokratie, als kommunistische oder anarchistische Gemeinschaft – ist dabei weniger ein Nachteil als vielmehr konsequenter Schluss aus ihren Prämissen. *Alter-World* soll nicht der Begriff für eine neue Aufteilung der Räume sein, sondern ein fortwährend sich wiederholendes Öffnen hin zu einer Welt, die sich beständig mit uns wandelt (vgl. 119). Shaws und Waterstones Manifest stellt damit keine Antwort auf die Frage bereit, wie ein ›Jenseits des Kapitalismus‹ aussehen sollte. Vielmehr ist es selbst ein Mittel dazu, die Vorstellungskraft zu erweitern, sich von der psychischen Repression des »kapitalistischen Realismus« zu lösen

und Affekte zu mobilisieren, statt ganz im Sinne der kapitalismus-eigenen Fortschrittslogik das progressive Ergebnis der Veränderung vorwegzunehmen.

Vor dem Hintergrund der umfangreichen und differenzierten Zusammenführung scheinbar disparater Positionen wirkt der oft polemische und undifferenzierte Verweis auf die 99%-Benachteiligten, zu denen sich die Autoren explizit selber zählen, überraschend. Nur marginal wird auf die unterschiedliche Vulnerabilität zum Beispiel weißer akademischer Männer gegenüber anderen Bevölkerungsteilen aufmerksam gemacht. Sicherlich ist das auch dem manifestartigen Charakter der Schrift und dem damit verbundenen strategischen Anliegen einer breiten Mobilisierung geschuldet. Zu befürchten ist jedoch, dass der Weg für die erhofften aktivistischen Allianzen letztlich eher verbaut wird. Durch das populistische Narrativ der 99% drohen die politisch relevanten Differenzen etwa von Rassismus- oder Sexismuserfahrungen eher überdeckt statt zum Politikum und damit selbst zum Antrieb für ein Aufbegehren zu werden. Ähnlich undifferenziert wirkt, dass die Autoren zu meinen scheinen, alle gegenwärtig drängenden Probleme wie Autoritarismus, Flucht, Rassismus, Klimawandel et al. durch das eine Narrativ der Überwindung der kapitalistischen Existenzweise beheben zu können. Zudem lässt sich der Eindruck nicht bestreiten, dass der intensive Blick zurück in vergangene Formen der Gemeingutwirtschaft, insbesondere in die englische Allmende vor der Enclosure-Bewegung, den Autoren letztlich doch die Perspektive auf ein zukünftiges ›Jenseits des Kapitalismus‹ und eine Neubestimmung von Gemeingütern versperrt. Diesen Aspekten zum Trotz wirkt der Text zumindest auf weiße, männliche Akademiker perspektivenerweiternd und erfüllt damit teilweise seinen Zweck.

Simon Reiners, *1990, M.A. Philosophie, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Oswald von Nell-Breuning Institut für Wirtschafts- und Gesellschaftsethik der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/M. (reiners@sankt-georgen.de).

Zitationsvorschlag:

Reiners, Simon (2020): Rezension: Vom Diktum der Lohnarbeit zu einer »Arbeit an der Welt«. Ian G. R. Shaws und Marv Waterstones Suche nach Gemeingütern jenseits des Kapitals. (Ethik und Gesellschaft 2/2020: Frauenfeindlichkeit mit System. Zur Logik der Misogynie in doch-nicht-post-patriarchalen Zeiten). Download unter:
[https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2020\)-rez-13](https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2020)-rez-13) (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

2/2020: Frauenfeindlichkeit mit System. Zur Logik der Misogynie in doch-nicht-post-patriarchalen Zeiten

Andrea Geier: Logik und Funktion von Misogynie. Probleme und Perspektiven

Judith Hahn: Die Ordnung des Weiblichen. Zur normativen Struktur und rechtlichen Konkretisierung von Misogynie im Licht von Kate Mannes »Down Girl«

Manuela Wannenmacher: Gute Frauen / schlechte Frauen. Ent-Menschlichung durch Subjektivierung

Hildegund Keul: Die Privilegierung von Männern vulnerabilisiert Frauen. Ein verwundbarkeitstheoretischer Blick auf Kate Mannes »Down Girl«

Katharina Zimmermann: Von katholischen Müttern und sozialistischen Traktoristinnen. Der frühe DDR-Katholizismus im Spiegel von Kate Mannes Misogynie-Begriff

Maren Behrensen: Bedrohte Männlichkeit auf einem sterbenden Planeten. Klimawandelleugnung und Misogynie